

Kriegserfahrungen: Symposium im Triangel stieß mit unverstelltem Blick zahlreiche spannende Fragen zu Ostbelgiens Geschichte „neu“ an

Auf der schwierigen Suche nach dem Selbst

Von Norbert Meyers
St.Vith

War es in der Tragödie „Faust“ noch die Frage nach der Religion, die Johann Wolfgang von Goethe dem unbedarften Gretchen in den Mund legte, so ließe sich im Rückblick auf das Symposium zu „Kriegserfahrungen“ der Begriff Religion mühelos gegen den Begriff Geschichte austauschen. Möglichst ergänzt um das Possessivpronomen „deine“. Also: „Nun sag, wie hast du’s mit deiner Geschichte? Du bist ein herzlich guter Mann, allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.“

Nicht so in St.Vith, wo - erstmals überhaupt in solcher Dichte - alle namhaften Vertreter der „nachrückenden“ Historikergeneration sich einer vielschichtigen Fragestellung zu den beiden kriegerischen Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts stellten. Drei Themenkomplexe zum Zeitraum 1914-1944-2014 wurden geleitet von insgesamt neun zentralen Leitsätzen - aus denen sich letztlich vor allem ein drängendes Anliegen herauskristallisieren sollte. „Auf der schwierigen Suche nach dem Selbst“ - so die Gretchenfrage aus dem Munde von Christoph Brüll.

Bei der Namensuche schöpft weiter jeder frei aus dem vagen Allerlei.

Inwieweit färbt die Zeit von 1914 bis 1944 zuzüglich der von Zerrissenheit geprägten Nachkriegszeit auf die Identität der Ostbelgier ab? Zwar nicht die unmittelbare Aufgabenstellung der Redner, aber dennoch das unterschwellige Anliegen aller Protagonisten. Überlegungen, die vorrangig in die doppelte Erkenntnis mündeten, dass „es nicht nur eine Identität gibt (Carlo Lejeune) und dass „Identität nie abgeschlossen ist“ (Andreas Fickers).

Im Brennpunkt dieser (Spuren)suche „nach dem Selbst“ standen naturgemäß jene, die die eigene Geschichte schlichtweg verschwiegen haben. Oder zumindest Menschen, die „im Nebel des Ver- und Beschweigens aufgewachsen sind“ (Carlo Lejeune). Ganz im Sinne der Befriedung, da Ostbelgien eh „nicht wusste, wie es sich glaubhaft in den vielschichtigen Erinnerungsprozess zwischen Tabu und Trauma einfügen konnte oder sollte“ (Andreas Fickers).



Johanna Gallo aus dem Ourgrund gehört zu einer jener Familien, die vom Kriege gezeichnet wurden: Die Mutter und vier Geschwister fielen einem Bombenangriff zum Opfer, zwei weitere Brüder starben an der Front. „Ich werde bis heute nicht fertig damit.“ Fotos: nemo.presse



Als ältester Teilnehmer am Symposium war der 100-jährige Alois Haep, am 21. Oktober 1914 in Berterath geboren, ein beehrter Gesprächspartner.

Unbestritten wurde hierbei vieles angesprochen und angestoßen, vor allem da die „Enkel“-Generation besonders die sensible, zwiespältige und kontroverse Zwischen- und Nachkriegszeit mit unverstelltem Blick von der Patina der Geschichte zu befreien suchte. Gemeinsam richteten sie alle den unvernebelten Fokus auf einen Landstrich, der auch knapp ein Jahrhundert nach der Angliederung an das Königreich Belgien weiter intensiv auf brauchbarer Namensuche ist. Weshalb die Definitionen aus beruflichem Munde durchaus um die Vortragsbezeichnung „con variazioni“ ergänzt werden könnten. Wahlweise hieß es Kantone Eupen-Malmedy oder Neu-Belgien, Ostkantone oder Ostbelgien und zuletzt deutschsprachiges Gebiet respektive Deutschsprachige Gemeinschaft. Also mal historisch enger gefasst, mal emotional weiter gegriffen. Einzig „cantons rédimés“ tauchte im Vokabular nicht auf.

Letztlich waren es aber nicht unerwartet vor allem „die verlorenen Jahre unserer Eltern“ (O-Ton Josef Haas als Initiator des Rotary-Projektes im Rückgriff an einen Buchtitel von Heinrich Toussaint), die das größte Interesse im Plenum weckten. Aus der Feder von Bärbel Cremer stammten die ungeschminkten Überlegungen zur einst auch in Ostbelgien „entgleisten Gesellschaft“, wo die Perspektiv- und Orientierungslosigkeit gerade in der Eifel einen ungewohnt fruchtbaren Nährboden für die nationalsozialistische Ideologie bot.

Die „Heimattreue Front“ habe nicht einmal Propaganda betreiben müssen, so die Erkenntnis der Pädagogin. „Viele, die sich später als Opfer sahen, waren durchaus frei in ihren Optionen - und entschieden sich für eine Mitgliedschaft in NS-Organisationen.“

Klaus-Dieter Klauser, von Beruf Psychologe, beleuchtete vor allem das individuelle Trauma der Ardennenoffensive. „Was nicht an- oder ausgesprochen wurde, hat auch nicht stattgefunden“, so eine wesentliche Wahrnehmung in den Nachkriegsjahren (teils sogar bis weit in die ostbelgische Moderne hinein). „Die Menschen haben sich in ihrer posttraumatischen Hilfslosigkeit und Beklemmung der Aufarbeitung schlichtweg verweigert.“ Fazit: Verdrängen, verschweigen, vergessen! Stattdessen kollektiver Rückzug in den Wiederaufbau... und in die Kirche, die Raum bot für Trauer und Trost.

Nach Flucht und Vertreibung stand die Zivilbevölkerung bei ihrer Rückkehr vor einem Trümmerfeld, fasste seinerseits Peter Quadflieg das triste Bild jener Zeit in Worte. Eine oftmals doppelt motivierte Flucht – um sich in Sicherheit zu bringen oder um in die frühere Heimat zurückzukehren. Wobei der Eifel infolge der Zerstörungen im Winter 1944-45 faktisch die Lebensgrundlage entzogen war. Eine Gegend, die einen erschreckend hohen Blutzoll zahlen musste: Im Kanton St.Vith fanden in den fünf Kriegsjahren über 2.500 Zivilisten den Tod, „das waren ca. zehn Prozent der Bevölkerung“.

Im Kanton St.Vith starben in den fünf Kriegsjahren über 2.500 Zivilisten.

Ein mörderischer Winter, als apokalyptische Apotheose vor der eigenen Haustür - nachdem in den Jahren zuvor die Todesmeldungen von den unterschiedlichen Fronten einfach nicht mehr abreißen wollten. Nur: Woran durfte sich die vom mehrfachen Grenz- und Staatenwechsel gezeichnete Bevölkerung letztlich erinnern? Und vor allem wie... Eine Facette betraf zweifellos „die willkommene Opferrolle in der Ardennenoffensive, die den Jubel vier Jahre zuvor übertünchen sollte“ (Carlo Lejeune). Die Folge: Aus der Opferperspektive erwuchs ein Minderwertigkeitskomplex (Christoph Brüll), „da die Kantone sich auf sich selbst zurückzogen“. Jedenfalls wurde die Integrationspolitik „ein Misserfolg, wie er größer nicht hätte sein können“.

Hierbei nahm die Suche nach dem Selbst bizarre, ja radikale Formen an bis hin zur Selbstfranzösisierung in Eupen, die den Bemühungen von staatlicher Seite weit voraus war. Bezeichnend war in diesem Kontext auch die Spiegelung der Belgien- und Deutschlandbilder in der hiesigen Nachkriegsgesellschaft, für die „die Grenzschießung eine Maßnahme war, um die ostbelgische Bevölkerung vor sich selbst zu schützen“. Der Hintergrund: „Uns fehlte das Vaterland - da war eine Lücke“.

Objekte Erinnerung bleibt notgedrungen reines Wunschdenken.

Die unmittelbarste Annäherung ans Thema gelang, nicht unerwartet, Andreas Fickers mit seinem Rückgriff auf die strittige Sendung „De Nieuwe Orde“ von Maurice De Wilde. Namentlich die Interviews mit Kollaborateuren beschworen knisternde Spannung im Auditorium herauf. „Ich war Nationalsozialist und bin es heute noch...“ Worte von Erich Mießen aus Eupen, dessen Frau diese Aussage von der Küche aus mit dem erschreckten „Mein Gott“ unterlegte. Ein spontan eingefangener O-Ton, der die ideologische Zerrissenheit innerhalb vieler Familien vor Ohren führte. Und auch Josef Heinskill aus Hülscheid hatte „nichts zu bereuen“ - vor allem auch da „ich nicht weiß, wie ein Belgier fühlt“. Ende der Nachricht! Audio-visuelle Dokumente, mit denen aber zugleich die Wertigkeit von Zeitzeugen hinterfragt wurde. Es gebe nun mal „keine objektive Erinnerung“, zitierte der Dozent das Exposé von Martin Sabrow: „Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten.“

15.12.2014